

Jahre Fehler gegeben. Aber diesmal brauchte niemand zu sterben. Verfolgungswahn war nicht angebracht. Er knurrte beinahe, als er das Gemälde zuschlug.



Drei Mal ein dumpfer Aufprall. Drei Mal ein Klicken. Drei Tore zwischen ihm und der Freiheit. Die Rutsche spie dem Gefangenen einen zerfetzten Brotlaib entgegen. Er fing ihn auf, beinahe ohne hinzuschauen. Er wusste, dass der Klumpen blau war, von dem stillen Blau eines tiefen Sees am frühen Morgen, wenn die Nacht noch immer den Himmel bewacht und die Luft es nicht wagt, die Haut des Wassers zu liebkosen. Ungetrübt von jeder anderen Farbe war das Wandeln dieses Blaus schwierig. Schlimmer noch, das Wandeln dieses Blaus erfüllte den Gefangenen mit Langeweile; er fühlte sich leidenschaftslos, in Frieden und Harmonie selbst mit diesem Ort. Und heute brauchte er das Feuer des Hasses. Heute würde er fliehen.

Nach all seinen Jahren hier konnte er die Farbe manchmal nicht einmal mehr sehen, als sei er in einer Welt von Grautönen erwacht. Das erste Jahr war das schlimmste gewesen. Seine Augen, die so sehr an Nuancen gewöhnt waren, so geschickt darin, jedes Lichtspektrum zu zergliedern, hatten ihn zu täuschen begonnen. Er hatte Farben halluziniert. Er versuchte, diese Farben in die Werkzeuge zu wandeln, um aus diesem Gefängnis zu fliehen. Aber Fantasie war nicht genug, um Magie zu machen, man brauchte Licht. Echtes Licht. Er war ein Prisma gewesen, also würde jede Farbe ihren Zweck erfüllen, von Ultraviolett bis zum Infrarot. Er hatte die Hitze aus seinem Körper gesammelt, seine Augen in ihren Infrarottönen gebadet und war damit gegen die nervtötenden blauen Mauern angerannt.

Natürlich waren die Mauern gehärtet gegen solch jämmerliche Mengen von Hitze. Er hatte aus dem Blau einen Dolch gewandelt und an seinem Handgelenk gesägt. Wo das Blut auf den Steinboden getropft war, hatte es sofort seine Farbe verloren. Beim nächsten Mal hatte er sein eigenes Blut in den Händen aufgefangen, um zu versuchen, Rot zu wandeln, aber da das einzige Licht in seiner Zelle blau war, war die Ausbeute an Rot zu gering. Es funktionierte auch nicht, auf das Brot zu bluten. Sein natürliches Braun war immer blau gefleckt, also erhielt er, wenn er rot hinzufügte, lediglich ein dunkles, purpurnes Braun. Unmöglich, es zu wandeln. Natürlich. Sein Bruder hatte an alles gedacht. Aber das hatte er ja immer getan.

Der Gefangene saß neben dem Abfluss und begann zu essen. Der Kerker war wie ein unterseits nicht ganz flachgedrückter Ball geformt: die Wände und die Decke eine perfekte Kugel, der Boden nur sanft zur Mitte hin abfallend. Die Wände leuchteten von innen heraus, und jede Oberfläche gab Licht von der gleichen Farbe ab. Der einzige Schatten im Kerker war der Gefangene selbst. Es gab nur zwei Löcher: die Rutsche oben, durch die sein Essen und ein stetes Rinnsal Wasser kamen, das er auflecken musste, um Feuchtigkeit aufzunehmen, und das Abflussrohr unten für seine Exkrememente. Er hatte keine Gegenstände, keine Werkzeuge außer seinen Händen und seiner Willenskraft. Mit seiner Willenskraft konnte er aus dem Blau alles wandeln, obwohl es sich

auflöste, sobald seine Willenskraft es freisetzte, so dass nur Staub und ein schwacher Geruch nach Mineralien und Harzen zurückblieben.

Aber heute würde der Tag sein, an dem seine Rache begann, sein erster Tag in Freiheit. Dieser Versuch würde nicht scheitern – er weigerte sich, sein Unternehmen auch nur als einen »Versuch« anzusehen –, und auf ihn wartete Arbeit. Die Dinge mussten in der richtigen Reihenfolge getan werden. Er konnte sich jetzt nicht mehr daran erinnern, ob er immer so gewesen oder ob er nur so lange in Blau getränkt war, dass die Farbe ihn grundlegend verändert hatte.

Er kniete neben dem einzigen Teil der Zelle, der nicht das Werk seines Bruders war. Eine einzige, flache Vertiefung im Boden, eine Schale. Zuerst rieb er mit nackten Händen über die Schale und massierte die korrosiven Hautausscheidungen von seinen Fingerspitzen in den Stein, solange er es wagte. Narbengewebe brachte keine Ausscheidungen hervor, daher musste er aufhören, bevor er sich die Finger wundrieb. Er kratzte mit zwei Fingernägeln über die Furche zwischen seiner Nase und seiner Stirn, mit zwei anderen über die Haut hinter seinen Ohren und am Kopf, um mehr Hautausscheidungen zu sammeln. Wo immer auf seinem Körper er etwas von dieser Schmiere aus Talg und Fett und abgestorbenen Zellen fand, rieb er es in die Schale. Nicht dass es eine wahrnehmbare Veränderung gegeben hätte, aber im Laufe der Jahre war seine Schale zwei Fingerglieder tief geworden. Sein Kerkermeister hatte die farbverschlingenden Höllensteine im Muster eines Gitternetzes im Boden verteilt. Was immer groß genug wurde, um eine der Linien dieses Netzes zu berühren, verlor beinahe schlagartig jede Farbe. Aber Höllenstein war außerordentlich teuer. Wie tief reichten die Linien also in den Boden hinein?

Wenn das Gitter nur einige Daumenbreit in die Tiefe reichte, könnten seine wunden Finger es jeden Tag hinter sich lassen. Die Freiheit würde dann nicht mehr weit sein. Aber wenn sein Kerkermeister so viel Höllenstein benutzt hatte, dass die sich überkreuzenden Linien dreißig Zentimeter tief in den Boden reichten, dann hatte er sich fast sechstausend Tage lang für nichts und wieder nichts die Finger wundgerieben. Er würde hier sterben. Eines Tages würde sein Bruder herunterkommen, die kleine Vertiefung im Boden der Zelle sehen – die einzige Spur, die er in der Welt hinterlassen hatte – und lachen. Mit dem Widerhall dieses Lachens in den Ohren glomm ein kleiner Funke des Zorns in seiner Brust auf. Er blies in diesen Funken hinein und schwelgte in seiner Wärme. Es war Feuer genug, um ihm zu helfen, weiterzumachen, genug, um dem beruhigenden, entkräftenden Blau hier unten entgegenzuwirken.

Als er fertig war, urinierte er in die Schale. Und schaute zu. Für einen Augenblick wurde das verfluchte blaue Licht, gefiltert durch das Gelb seines Urins, von grünen Schlieren durchzogen. Ihm stockte der Atem. Die Zeit dehnte sich, während das Grün grün blieb ... grün blieb. Bei Orholam, er hatte es geschafft. Er war tief genug gekommen. Er hatte das Gitternetz des Höllensteins durchdrungen!

Und dann verschwand das Grün. In genau den gleichen zwei Sekunden, die es jeden Tag dauerte. Er schrie seine Enttäuschung heraus, aber selbst seine Enttäuschung war schwach, und sein Schrei diente mehr dazu, sich selbst zu versichern, dass er noch hören konnte, als echtem Zorn Luft zu machen.

Der nächste Teil trieb ihn immer noch in den Wahnsinn. Er kniete sich neben die Vertiefung. Sein Bruder hatte ihn in ein Tier verwandelt. In einen Hund, der mit seinem eigenen Kot spielte. Aber dieses Gefühl war zu alt, zu viele Male ausgebeutet worden, um ihm noch echte Wärme zu schenken. Sechstausend Tage später war er zu erniedrigt, um seine Erniedrigung zu verübeln. Er legte beide Hände in seinen Urin und schrubbte damit die Schale ab, wie er sie mit seinen Ölen

abgeschrubbt hatte. Selbst aller Farbe beraubt war Urin immer noch Urin. Er sollte immer noch ätzend sein. Er sollte den Höllenstein schneller aushöhlen, als Hautöle allein es vermochten.

Vielleicht neutralisierte der Urin aber auch die Hautsubstanzen, mit denen er sein Werk begonnen hatte. Möglicherweise schob er den Tag seiner Flucht so nur immer weiter und weiter in die Ferne. Er hatte keine Ahnung. Das war es, was ihn verrückt machte, nicht der Umstand, dass er die Finger in warmen Urin tauchte. Nicht mehr.

Er schöpfte den Urin aus der Schale und trocknete sie mit einem Bündel blauer Lumpen: Seine Kleider, seine Kissen, alles stank jetzt nach Urin. Stank so lange nach Urin, dass der Gestank ihm nichts mehr ausmachte. Es spielte keine Rolle. Was zählte, war lediglich, dass die Schale bis morgen trocken sein musste, damit er es abermals versuchen konnte. Ein weiterer Tag, ein weiterer Fehlschlag. Morgen würde er es wieder mit Infrarot versuchen. Es war eine Weile her. Er hatte sich von seinem letzten Versuch hinreichend erholt. Er sollte stark genug dafür sein. Wenn schon nichts anderes, so hatte sein Bruder ihn gelehrt, wie stark er wirklich war. Und vielleicht war es das, was ihn dazu brachte, Gavin mehr zu hassen als irgendetwas sonst. Aber es war ein Hass, der so kalt war wie seine Zelle.



In der frühmorgendlichen Kühle lief Kip über den Stadtplatz – so schnell es sein unbeholfener Körper zuließ. Sein Schuh verfing sich an einem Pflasterstein, und Kip flog kopfüber durch Meister Danavis' Hintertor.

»Alles in Ordnung mit dir, Junge?«, fragte Meister Danavis vom Platz an seiner Werkbank, die dunklen Brauen hochgezogen über kornblumenblauen Augen, deren Iris halb gefüllt waren mit dem grellen Rubinrot, das ihn zu einem Wandler machte. Meister Danavis war Anfang vierzig, bartlos und drahtig. Bekleidet war er mit dicken, wollenen Arbeitshosen und einem dünnen Hemd, das trotz des kalten Morgens hagere, muskulöse Arme entblößte. Auf seiner Nasenspitze saß eine rote Brille.

»Au, au.« Kip betrachtete seine aufgeschürften Hände. Auch seine Knie brannten. »Nein ... das ist es nicht.« Er zog seine Hose hoch und zuckte zusammen, als seine zerkratzten Hände über das schwere, einst schwarze Leinen rieben.

»Gut, gut, denn – ah, hier. Sag mir, sind beide gleich?« Meister Danavis streckte die Arme aus. Beide waren leuchtend rot, von den Ellbogen bis zu den Fingern überzogen mit Luxin. Er streifte sich die Hemdärmel ein Stück herunter, damit seine helle, milchkopifarbene Haut Kip bei seiner Begutachtung nicht störte. Wie Kip war Meister Danavis ein Halbblut – obwohl Kip nie gehört hatte, dass jemand dem Wandler deshalb das Leben schwer machte, so wie es ihm immer wieder schwer gemacht wurde. Der Färber war zur Hälfte Blutwandler, sein Gesicht markiert mit einigen seltsamen Punkten, die sie Sommersprossen nannten, und einem Anflug von Rot in seinem ansonsten normalen, dunklen Haar. Aber zumindest machte seine ungewöhnlich helle Haut Kip seine Aufgabe leicht.

Kip deutete auf einen Bereich zwischen dem Unterarm des Färbers und dessen Ellbogen. »Hier nimmt das Rot einen anderen Ton an, und dort ist es etwas heller. Kann ich, ähm, mit Euch reden, Herr?«

Meister Danavis ließ beide Hände angewidert sinken, und rubinrotes Luxin klatschte auf den Boden, der bereits bespritzt war mit hundert Rottönen. Das klebrige Luxin zerbröckelte und löste sich auf. An den meisten Nachmittagen kam Kip her, um die Überreste zusammenzukehren – rotes Luxin war brennbar, selbst wenn es zu Staub zerfallen war. »Superchromaten! Es ist eine Sache, dass meine Tochter eine Superchromatin ist, aber der Ehemann der Alkaldesa? Und du? Zwei Männer in einem kleinen Städtchen, das eher ein Dorf ist? Warte, was ist los, Kip?«

»Herr, da ist, äh ...« Kip zögerte. Das Schlachtfeld war nicht nur verboten, Meister Danavis hatte auch einmal gesagt, dass er es für nichts anderes als schweren Diebstahl halte, dort auf Raubzug zu gehen. »Habt Ihr etwas von Liv gehört, Herr?« Feigling. Vor drei Jahren war Liv Danavis fortgegangen – wie ihr Vater vor ihr –, um sich in der Chromeria ausbilden zu lassen. Und